

Vom Gröflibäbi und Gröfliheiri

Autor(en): **Märki, Max**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Brugger Neujahrsblätter**

Band (Jahr): **92 (1982)**

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-900783>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Max Märki

Vom Gröflibäbi und Gröfliheiri

Familienschicksal in Mandach vor hundert Jahren

Meine Familie stammt väterlicherseits aus Mandach im Aargau. Im Zivilstandsregister dieser Gemeinde, in der Kolonne Bürgerrecht, heisst es: Ortsbürger durch Abstammung. Aus diesem Juradorf im geschützten weiten Talkessel im Dreieck zwischen Aare und Rhein kommen sie her, die Märki (Maurikius). Seit Menschengedenken, wohl seit dem Vordringen der Alemannen oder noch früher, haben sie dort gehaust und geackert, meine Vorfahren. Heute hat das Dorf etwa 280 Einwohner, davon 200 mit dem Familiennamen Märki. Also gibt es viele Zunamen, um die Familien unterscheiden zu können. Mein Vater war der Gröfliheiri und seine Mutter das Gröflibäbi.

Bei dieser zähen und energiegeladenen Bäuerin wollen wir ein wenig verweilen. Ich kannte sie nur als runzlige, alte Frau, die ich erstmals 1911 mit meinem Vater von Brugg her zu Fuss aufsuchte. Diese Barbara Märki war 1840 zur Welt gekommen als Tochter des Mandacher Dorfschmiedes Jakob Märki. Um jene Zeit kannte man in Mandach noch keine Steinkohlen. Der Schmied wärmte sein Eisen im Holzkohlenfeuer. Die Holzkohlen gewann er selber in den umliegenden Wäldern von Mandach. Die heranwachsende Barbara war nun wie geschaffen zum Hüten und Betreuen der Holzkohlenmeiler. Das tat sie viel lieber als im Hause werken. Die mottenden Holzhaufen, die mit Erde und Rasenziegeln bedeckt waren, mussten beaufsichtigt werden. Da und dort rutschte die Erdecke, die das vollkommene Verbrennen des Holzes verhindert, und musste wieder erneuert werden. Oder die Luftlöcher, die ebenerdig ins Innere des Holzstosses führten, mussten von Zeit zu Zeit wieder freigemacht werden, damit das Glimmen nicht aufhörte. Diese Barbara war also keine Stubenhockerin. Wald und Feld waren ihr Lebenselement, oft auch die Werkstatt ihres Vaters. Wenn er gerade keinen Gesellen hatte, dann half eben Bäbi beim Beschlagen der Pferde, hielt den Pferden die Unterschenkel, zog den Blasebalg der Esse und wärmte die Eisen im Feuer. So wurde sie kräftig und zäh. Sie war

später froh darüber. Als sie etwas über zwanzig Jahre zählte, kam ein junger Bauernbursche, Johann Märki, der gerne sang und tanzte. Bäbi gefiel ihm, und er liess all seinen Charme spielen, bis Bäbi mit ihm ging. Doch das Mädchen fühlte sich im Elternhause wohl; es eilte ihm gar nicht mit dem Heiraten. Aber der Stürmi Johann konnte es nicht mehr aushalten allein. So setzten sie den Tag der Hochzeit fest und gingen am Sonntag vorher zusammen in die Kirche, am Nachmittag auf Berg (so heisst der Hügel mit den besten Rebäckern). «Und», so sagte die Grossmutter seinerzeit zu uns, «ich wusste bei diesem Bergspaziergang noch nicht recht, ob ich wirklich mit dem Johann vier Tage später Hochzeit machen wollte oder nicht.»

Nun, sie hat also den Schritt in die Ehe getan, wurde Bäuerin und half dem Gröflihannes in der Landwirtschaft. Es war ein ordentlicher Hof, der auch einige Rebäcker umfasste. Das war anfangs der sechziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts. Wie für die allermeisten Frauen damals, ob arm, ob reich, ob in der Stadt oder auf dem Land, bedeutete die Ehe eine lange Kette von Schwangerschaften mit allen ihren Beschwerden und Gefahren. Elf Kinder hat Gröflibäbi geboren. Fünf davon starben; manchmal nach wenigen Tagen oder Wochen; manchmal nach einem Jahr. Besonders zärtlich und zimperlich wurden die Frauen ja nicht dabei; nein, sie wurden zu herben, realistischen Menschen. Die Kinder, die am Leben blieben, waren starke Naturen. Da kam nichts Schwächliches durch.

Bis anfangs der achtziger Jahre ging es den Gröflileutchen gut. Vater Johann half im Winter in der Mandacher Mühle und Bäbi schaute gut zu den Kindern. Zwei Buben und vier Mädchen waren da. Doch nun, mit der Entwicklung der Transportmittel Eisenbahn und Dampfschiff begannen für alle Bauern der Schweiz die wirtschaftlichen Schwierigkeiten: Aus Überseeländern kam billiger Weizen und Hafer ins Land, ebenso viel billiges Fleisch und Vieh aus Argentinien. Die Kaufleute fragten nicht lange, was das für unsere Bauern bedeutete, und die Landesregierung dachte gar nicht daran, die Landwirte zu schützen. Erst ein Menschenalter später war es dann so weit.

Für den Gröflihannes mit seinen sechs Kindern und für Zehntausende von Schweizerbauern wurde es kritisch. Wenn mein Grossvater im Frühling ein Rindlein kaufte, um es zu mästen und im Herbst damit auf den Markt ging, um es zu verkaufen, dann löste er gerade so viel, wie er im Frühling dafür ausgelegt hatte. Ein halbes Jahr lang hatte er

das Tier umsonst gefüttert und gepflegt. Ähnlich stand es mit dem Wein. Die Preise waren schändlich niedrig. Diese wirtschaftliche Ohnmacht, die es auch dem fleissigen Landwirt unmöglich machte, seine Familie recht durchs Leben zu bringen, drückte auf das Gemüt meines Grossvaters. Seine Gesundheit litt, und als 44jähriger starb er im Jahre 1883. Was seinem Leben ein Ende setzte, weiss man nicht. Einen Arzt konnte man sich ja nicht leisten, das war zu teuer. Grossmutter meinte, dass ihres Mannes Nieren krank gewesen seien, denn er habe ein gar schrecklich wüstes Wasser von sich gegeben.

Nun stand das Gröflibäbi mit seinen sechs Kindern allein da. Die älteste Tochter, Anna, war 18 Jahre alt; die zweite, Marie, 13 Jahre; der älteste Bub, Johannes, 10 Jahre und mein Vater, Heinrich, 6 Jahre. Die beiden jüngsten Mädchen, Berta und Mina, waren vier und drei Jahre alt. Aber die Grossmutter verzweifelte nicht. Sie war ja in ihrem altvertrauten Dorf mit einer grossen und zum Teil wohlhabenden Verwandtschaft. Zunächst wurde der Bauernhof samt Vieh und dem grössten Teil des Landes verkauft, so dass die Schulden getilgt werden konnten. Zwei Rebäcker und eine abgelegene Wiese am Wessenberg droben konnte Bäbi behalten. Aber wo wohnen? Die Gemeinde stellte der Familie eine Notwohnung in der Schattengasse zur Verfügung. Die älteste Tochter nahm auswärts eine Stelle an. Die Kinder wurden tagsüber in verwandte und Nachbarsfamilien verteilt, wo sie zu essen bekamen. Nachts war die Familie wieder beisammen. Bäbi arbeitete Tag für Tag bei Bauern im Feld oder im Haus, wo es eben Arbeit gab. So kamen die nötigen Batzen zusammen, um die Familie durchzubringen. Dass es gerade nur zum Allernötigsten reichte, ist klar. Der älteste Sohn trat nach den Pflichtschuljahren die Schmiedelehre beim Grossvater an. Die Arbeit mit dem schweren Hammer überforderte den Jüngling oft, so dass er im Wachstum zurückblieb. Mit 16 Jahren war seine Konfirmation fällig, und er musste einen dunklen Anzug haben. Also machte er sich auf den Weg nach Waldshut, was zu Fuss etwa zwei und ein halbe Stunde beanspruchte. Dort erstand er sich für fünf Schweizerfranken den Konfirmandenanzug. Als etwa Zwanzigjähriger fand er eine Anstellung in der Hauptwerkstätte der Nordostbahn in Zürich, wurde nach einem Jahr Lokomotivheizer und einige Jahre später Lokomotivführer. 15 Jahre waren seit dem Tode seines Vaters vergangen. An Vaters Statt hatte die Mutter ihm den guten Weg zum Leben gewiesen.

Der zweite der Söhne, Heinrich, war als schlanker, grosser Bub den Weinbauern im Herbst willkommen. Er konnte durch die Öffnung der Fasstürchen in die grossen Lagerfässer schlüpfen. In diesen aufrecht stehend, reinigte er sie mit Bürste und Wasser und war nachher nicht wenig stolz, wenn er für diese Verrichtung der Mutter einen Zwanziger heimbringen konnte. Fast regelmässig gehörte Heinrich auch zum Vorspann, d.h. zu den Burschen, die sich jeweils am Abend über den Rotberg ins Nachbardorf Villigen begaben, um den mit Handwagen aus Brugg oder weiterher eintreffenden Dorfgenossen die Lasten über die stark steigende Bergstrasse nach Mandach ziehen zu helfen. Das gab sehnige, starke Glieder und eine Ausdauer, die Grosses überwinden konnte. Als 16jähriger lernte Gröfliheiri während drei Monaten bei den Gebrüdern Meybohm, Dampfsäge in Zürich-Hottingen, die Dampfessel feuern und instand halten. Darauf trat er am 1.12.1894 in die Schlosserlehre bei Friedrich Gautschi in Niederlenz. Er hielt sich gut, und im Austrittszeugnis vom 1. Juni 1897 erhielt er vom Meister das Zeugnis eines braven, bescheidenen jungen Arbeiters, der seine Aufgaben mit Fleiss und grossem Können erledigte. Während des zweieinhalbjährigen Aufenthaltes in Niederlenz lernte er eine Tochter kennen, die später meine Mutter wurde. In Lenzburg besuchte er die Gewerbeschule und bekam Kontakt mit vielerlei Kameraden aus der Umgebung, was dem jungen Mandacher gut tat. Nach vollendeter Lehrzeit arbeitete er in einer Schlosserei in Hofwil bei Bern, kehrte aber nach einem halben Jahr zum alten Meister in Niederlenz zurück, um nochmals anderthalb Jahre dort zu wirken. Es waren hauptsächlich Bau-schlosserarbeiten, die mein Vater ausführte. Dazu gehörten verzierte Balkongeländer und Gartentore. Im Sommer 1899 fand man den rot-haarigen, strammen Burschen in Genf, wo er in den Werkstätten der Gesellschaft für physikalische Instrumente wirkte. Verschiedene Male schrieb ihm sein Bruder Johann aus Zürich, machte ihn auf die günstige Entwicklung der Bahnen aufmerksam, die immer mehr Züge führen mussten und daher immer mehr Personal brauchten. Auch war die Ent-löhnung des Lokomotivpersonals bedeutend besser als die der Werk-stattschlosser. Also bewarb sich Heinrich anfangs 1900 um Arbeit in der Maschinenwerkstätte der Nordostbahn in Zürich und trat Ende Februar dort ein. Ein Jahr später wurde er als provisorischer Lokomo-tivheizer nach Brugg versetzt und im Jahre 1908 dort zum Lokomotiv-führer befördert.

Von den vier Schwestern weiss ich sehr wenig. Anna, die älteste, landete in Genf, wo sie den Schlachtermeister Friedrich heiratete und in guten Verhältnissen lebte. Marie verdiente mit Heimarbeit einiges zum Unterhalt der Familie. Sie holte in der Weberei Mellingen Seidengebeude auf grossen Rollen, die sie dann daheim auf einem Gestell abrollte und peinlich genau jedes vorstehende Fädchen mit einer kleinen Schere entfernte. Nun ist Mandach gut 18 Kilometer von Mellingen entfernt. Es geht bergauf und bergab. In einem vierrädrigen Korbwagen schob das kräftige Mädchen die gut verpackten Seidenrollen vor sich her, 50 kg mitsamt dem Wagen. Also 36 km Fussmarsch auf nicht immer schönen Strassen! Teerbeläge gab es damals noch keine, dafür im Herbst und Winter viel frischbeschottete Strecken. Die Orientierungsläufe unserer heutigen Stadtjugend nehmen sich gegenüber solchen Leistungen recht bescheiden aus. Die zweitjüngste der Töchter, Berta, ging als etwa 18jährige in einen herrschaftlichen Haushalt nach Zürich. Nach zwei Jahren trat sie in die psychiatrische Heilanstalt in Königsfelden ein und wurde für einige Jahre Pflegerin. Später finden wir sie wieder in Stellung in guten Zürcher und Basler Familien. Mina, die jüngste Tochter, wurde ebenfalls Pflegerin in Königsfelden, heiratete dann in Zürich einen deutschen Malermeister, den sie aber im ersten Weltkrieg verlor. Sie hatte einen Sohn und eine Tochter, die aber in jugendlichem Alter schon starben. Ihren Lebensunterhalt verdiente sie sich mit Putzarbeit nach Feierabend in einer der Zürcher Grossbanken.

